

Bernhard Grom SJ

Glaube als Sinnantwort?

Wenn sich die christliche Theologie mit der Logotherapie und dem Thema „Glaube als Sinnantwort?“ befaßt, dann gelten zunächst die Sätze Viktor E. Frankls: „Ärztliche Seelsorge bewegt sich diesseits aller expliziten Religiosität.“ „Die Existenzanalyse hat das Zimmer der Immanenz einzurichten und möglichst auszustatten und sich dabei davor zu hüten, daß sie die Türe zur Transzendenz nicht verstelle“; es ist echter, gesunder Religiosität zuzutrauen, daß sie „psychohygienisch, ja psychotherapeutisch wirksam wird, indem sie dem Menschen eine Geborgenheit und eine Verankerung sondergleichen ermöglicht, die er nirgendwo anders fände, die Geborgenheit und die Verankerung in der Transzendenz, im Absoluten.“¹

Damit ist klargestellt, daß sich die beiden Seelsorgestellen, die logotherapeutische und die religiös-pastorale, nicht fremd gegenüberstehen, einander aber auch nicht ersetzen oder vereinnahmen, sondern ergänzen – wenn der Ratsuchende dies will. Die logotherapeutische Seelsorge geht von einem subjektiven und psychohygienischen Sinnverständnis aus und will dem Menschen Sinnmöglichkeiten erschließen, die ihm die nötige gesunde Spannung und einen lebenserhaltenden Halt vermitteln können. Sie fragt, was ihn ansprechen *könnte*, während die religiöse Seelsorge auch normativ-kritisch fragen wird, was ihn ansprechen *sollte*, was er unter- oder überbewertet, was nach objektiven Maßstäben, wie sie die Philosophie und die Theologie bedenken, als sinnvoll bzw. sinnlos zu gelten hat. Weil das Thema „Sinn“ eine subjektive, psychologische und eine objektive, philosophisch-theologische Seite hat, drängt es zum interdisziplinären Gespräch.

In diesem Gespräch muß sich derjenige, der vom Glauben ausgeht, von der Logotherapie sagen lassen, daß er zuerst einmal mit größtmöglicher Einfühlung dem Menschen zuhören muß, um herauszufinden, was er wirklich sucht, und um den „sokratischen Dialog“ nicht durch ungefragte Antworten zu verhindern. Er wird auch zur Kenntnis nehmen müssen, daß das Suchen nach etwas Sinngebendem nicht immer gleich nach einer letzten, eben religiösen Antwort verlangt, sondern sich lange in der ganzen Breite des Vorletzten bewegen kann, in der bunten Vielfalt dessen, was Hinwendung zu Personen und Zielen und dadurch gesunde Spannung und Erfüllung in *Hingabe, Anderngerichtetetheit, „Selbsttranszendenz“* gewährleistet. V. E. Frankl hat dieses Spektrum von Wertmöglichkeiten in die drei Kategorien „schöpferische Werte“, „Erlebniswerte“ und „Einstellungswerte“ aufgefächert. Wo ist in dieser Vielfalt nun religiöser Sinn erfahrbar?

Es war eine Schwäche der sonst so verdienten Wertphilosophie, aber auch eines verbreiteten Sakristei- und Sakralchristentums, zu meinen, das Religiöse sei ein eigener Wert- und Erfahrungsbereich *neben* den anderen: neben dem Theoretischen der Wissenschaft, dem Ästhetischen der Kunst, dem Ökonomischen, dem Sozialen und dem Politischen. So erschien es als ein von Weihrauch und Orgelmusik durchdrungener Sonderbereich außerhalb des übrigen Lebens, nicht als dessen Tiefe. Demgegenüber haben Paul Tillich und andere verdeutlicht, daß uns das, „was uns unbedingt angeht“, in allen Lebens- und Wertbereichen begegnet – von der Wahrheitsverpflichtung der Wissenschaft bis zur Verantwortung der Politik.

Das bedeutet aber: Die eine Totalantwort des philosophischen und biblischen Glaubens, daß wir nicht von einem blinden Schicksal genarrt, sondern von einem übermenschlichen Ja gewollt und getragen werden, artikuliert sich in der ganzen Vielfalt der scheinbar nur vordergründigen und vorletzten Sinnfragen. Wir müssen nur auf die erwähnten „Türen“, Übergänge und Durchgänge aufmerksam werden. Diese möchte ich markieren, indem ich diesseits des Religiösen, sozusagen im Klinischen, ansetze und frage, wo es in das übergeht, was Frankl einmal das „Metaklinische“ genannt hat². So könnte auch der psychologisch Vorgebildete ermutigt werden, zusammen mit dem Klienten den Glauben, den er mit ihm teilt und den beide vielleicht nur noch als nichtssagende Formel und Tradition erlebten, neu und sinnzentriert zu buchstabieren, umzusprechen.

Es soll versucht werden, die bewährte Einteilung in „schöpferische Werte“, „Erlebniswerte“ und „Einstellungswerte“ zu übernehmen, sie aber in folgender Sicht umzuformulieren: Die Fähigkeit, Sinnlosigkeitsgefühle und Leere zu überwinden und statt dessen erfüllende und haltgebende Selbsttranszendenz (Anderngerechtetheit) zu erfahren, umfaßt drei Einstellungen, die wir in unserer Erziehung, Beratung und Therapie fördern sollten: Selbstwertschätzung (in normalen wie auch in Leidsituationen) sowie, darauf aufbauend, positive Zuwendung zum Mitmenschen in Freundschaft, Liebe und prosozialem Empfinden, und schließlich Hinwendung zu Möglichkeiten des Genießens, Erforschens und Gestaltens der Dingwelt³.

Selbstwertschätzung

Selbstwertschätzung soll hier nicht – was Elisabeth Lukas mit Recht kritisieren würde – auf das Bewußtsein der eigenen Leistungsfähigkeit eingeengt und auch nicht – wie im „Selbstsicherheitstraining“ – nur als Geltendmachenkönnen seiner Bedürfnisse und Rechte, sondern umfassender verstanden werden: als Fähigkeit, seinem Verhalten wie auch seiner Person gegenüber mehr Anerkennung als Scham, mehr Zuneigung als Ablehnung zu empfinden, sich also als hinreichend tüchtig, aber auch als liebenswert zu erfahren – als *Selbstwert*.

Das Empfinden und die Überzeugung: „Ich bin um meiner selbst willen wertvoll“ vermittelt ohne Zweifel eine grundlegende Sinnerfahrung, die dem Gesunden wie auch dem Kranken, dem Erfolgreichen wie auch dem Erfolglosen, dem Angesehenen wie auch dem Diskriminierten Erfüllung oder wenigstens Halt schenkt. Solche Selbstwertschätzung bildet die Grundlage für die Selbstdistanzierung im Humor, aber auch für die Zuwendung zu Mitmenschen und Dingen, für das Freiwerden von hemmenden Ängsten und verzehrenden Bestätigungsbedürfnissen.

Solche Selbstwertschätzung lernen und empfangen wir in unserer Kindheit wie auch später in der Auseinandersetzung mit der Wertschätzung, die uns unsere Umgebung entgegenbringt, in deren Spiegel wir uns zunächst wahrnehmen und von der wir unabhängig werden müssen. Hier kann nun, selbst wenn wir immer „Hahn im Korb“ sein sollten, die metaklinische Frage aufbrechen: Habe ich nur den Wert, den die Wirtschaft meiner Arbeitskraft und die mehr oder weniger wohlwollende Umgebung meiner Person zuerkennen oder den ich mit meinem Schwanken zwischen euphorischer und depressiver Stimmung mir selbst zuspreche – oder gibt es eine Instanz, die maßgeblicher ist als die Mitmenschen und als ich selbst, und die mir Wert und Sinn zuerkennt? Gibt es ein Ja, das mir gilt, selbst wenn die Mitmenschen mich ablehnen, ja sogar, wenn ich mich selbst wegwerfen möchte?

Der Philosoph Max Scheler würde darauf sinngemäß antworten: Ja, du kannst dich und die Mitmenschen „mitlieben“ mit der umfassenden Liebe, die wir Gott nennen⁴. Ähnlich Maurice Blondel in seiner religionsphilosophischen Untersuchung: „Im Grund meines Bewußtseins ist ein *Ich*, das nicht mehr *ich* bin, darin spiegle ich mein eigenes Bild. Ich sehe mich nur in ihm... Ein Denken und Wollen, ohne die es in mir weder Denken noch Wollen gäbe, die aber auch weder mein Denken noch mein Wollen zu begreifen vermögen.“⁵

Ähnlich, sozusagen dies steigernd, antwortet der biblische Glaube mit der doppelten Überzeugung: Dasein bedeutet ständig erschaffen werden, heißt seinen Ursprung nicht in einem biochemischen Zufall oder einem dumpfen Lebensdrang der Natur haben, sondern in dem Ewigen, der die Welt und mich ermöglicht (erschafft), weil er uns will, uns bejaht. Mein Dasein wird also nicht erst dadurch sinnvoll, daß ich „der Evolution“ diene (wie es A. Adler darstellt)⁶ oder dem Aufbau einer bestimmten Gesellschaft – so sehr dies alles zum sinnvollen Leben gehören mag –, vielmehr habe ich auch einen Wert in mir selbst, einen unbedingten Selbstwert „von Gottes Gnaden“. Darum darf keine Menschenautorität den Gesunden verzwecken, den Kranken für lebensunwert erklären oder den Andersdenkenden und Gestrauchelten endgültig verurteilen. Aus diesem Bewußtsein schöpfte ein Paulus seine Unabhängigkeit: „...der mich richtet, ist der Herr“ (1 Kor 4, 4). Dasein bedeutet für den Christen aber auch, vom Letzten und Maßgeblichsten so bejaht zu werden, daß wir ihn mit Jesus als „Abba“, als „Vater“

ansprechen dürfen, im intimen, nichtrepressiven und nicht exklusiv männlichen Sinn, in dem das Neue Testament dieses Wort versteht. Wir dürfen dies auch dann noch, wenn wir, wie der sogenannte „Verlorene Sohn“ im Gleichnis (Lk 15, 11–32), uns in schuldhaftem Egoismus von ihm abgewandt haben.

Was dies für einen reifen Glauben heißt, hat der Theologe und Kardinal John Henry Newman in dem Satz zusammengefaßt: „Mein Gott, ich glaube, daß du mich mehr liebst als ich mich selbst.“ Das ist Glaube als Motiv, sich anzunehmen und zu mögen – unter Umständen mehr, als man es spontan täte.

Diese Sicht ist heute manchem fremd, weil eine unzulängliche Verkündigung oft eine bucklige Demut gepredigt hat, aber auch weil im Gegenzug dazu moderne Religionskritik seit Ludwig Feuerbach und Karl Marx die Meinung verbreitet hat, der Mensch könne nur frei und stark werden, wenn er keinen größeren mehr über sich anerkenne. Wie sagt Jean-Paul Sartre: „Wenn Gott existiert, ist der Mensch ein Nichts“ (Der Teufel und der liebe Gott). Dieser Ruf nach totaler Selbstbestimmung hat gewiß emanzipatorische Kräfte freigesetzt, aber auch in die Sackgasse des „Gotteskomplexes“ (H. E. Richter) geführt. Sartre muß es als Ärgernis empfinden, daß wir nicht darüber entscheiden können, ob wir geboren werden und sterben wollen, und er wertet darum das Leben als Zwang, Ohnmacht, Zufall und Ekel ab.

Der Gläubige aber nimmt sein Dasein ungekränkt, ja dankbar als geschenkte Größe und als Selbstwert von Gottes Gnaden an. Für ihn ist Anbetung keine Unterwerfung, sondern Teilhabe, religiöse „Selbsttranszendenz“. Weil Gott existiert, ist der Mensch kein Nichts. So läßt Heinrich Schütz in seiner Motette zum Psalm 100 („Jauchzet dem Herrn alle Welt“) ausgerechnet den Vers 3 mit unbeschreiblichem Jubel singen: „Erkennet, daß der Herre Gott ist, er hat uns gemacht und nicht wir selbst...“

Solcher Glaube ersetzt unsere Bemühungen um Selbstwertschätzung durch Selbstsicherheitstraining und durch ein Klima der Wertschätzung in der Familie, in der Schule, im Betrieb und in der Beratung nicht, vielmehr motiviert er gerade dazu. Für den Glauben sind diese Bemühungen Voraussetzungen dafür, daß der Mensch den Selbstwert, den ihm religiöse Einsicht und biblische Botschaft objektiv zu erkennen, auch subjektiv und emotional annehmen kann. So hat eine Teilnehmerin an gruppenpädagogisch ausgerichteten Besinnungstagen einmal gesagt: „Ich habe das Gefühl, daß ich erstmals verstehe, daß Gott mich liebt.“

Die metaklinische Frage, ob unser Dasein einen unbedingten Wert hat, stellt sich in krisenhafter Weise im Leid: Ist es gerechtfertigt, daß wir versuchen, den Trauernden in seiner „Trauerarbeit“ zu begleiten, ihm „Einstellungswerte“ zu erschließen und seinen Durchhaltewillen zu stärken?

Philosophisch kann man darauf antworten, daß die vielfältige Erfahrung von Sinn durch die Erfahrung von Zerstörung, Verlust und Widersinn nicht ungültig wird: Es gibt Sinn trotz allem. Biblischer Glaube wird darüber hinaus mit den Klagesalmen, mit dem Leben Jesu und mit Paulus bezeugen, daß er Klage und

Leid versteht und weiß, „daß die gesamte Schöpfung bis zum heutigen Tag seufzt und in Geburtswehen liegt“ (Röm 8, 22). Der Glaube kann Leid nicht „erklären“, schon gar nicht mit der vulgärreligiösen Vorstellung, es sei ein Strafgericht, eine Erziehungsaktion oder diene sonst einem höheren Zweck, den nur Gott kenne. Vielmehr antwortet er mit der Ermutigung, trotz des Leids an Gottes Ja zu uns zu glauben: Versuche, die Fähigkeit, dies anzunehmen, wiederherzustellen und den naheliegenden Gedanken zu überwinden, Gott sei dem Leid gegenüber gleichgültig oder sadistisch. Wisse, er kämpft sozusagen mit uns gegen Hunger, Obdachlosigkeit, Gefangenschaft und Krankheit bei jedem unserer „geringsten Brüder“ (Mt 25, 35–46). Er leidet gleichsam mit uns – nur müssen wir diese Begriffe „Leiden“, „Kämpfen“, „Schöpfersein“ und „Allmacht“ bei Gott so denken, daß sie alles Magische und Menschliche übersteigen und keine Gegensätze mehr bilden.

Für Jesus ist das die Zuversicht: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können“ (Mt 10, 28). Ein Überlebender von Auschwitz nannte solche Einstellung einmal „Schützengrabenreligion“⁷. Etwas davon spricht auch aus den Schlußzeilen eines Gedichts, das der Schauspieler Ernst Ginsberg diktierte, als die multiple Sklerose bereits seine Hände und Füße gelähmt hatte: „Ich falte/die Hände/die lahmen/im Geist/und bete/ins Dunkel/daß es/zerreißt.“⁸

Zuwendung zum Mitmenschen

Wo Selbstwertschätzung aufgebaut wird, schwinden ängstliche und bemächtigende Einstellungen, und es können sich Freundschaft, Liebe und prosoziales Empfinden entwickeln – Beziehungen, die von Einfühlung und Wertschätzung bestimmt sind und erfüllende mitmenschliche Selbsttranszendenz ermöglichen.

Auch wenn die Stichworte „Helfer-Syndrom“ (W. Schmidbauer) und „Burn-out-Syndrom“ („Ausbrennen/Überdruß“)⁹ daran erinnern, daß es höchst freudlose Formen von Hilfeverhalten gibt, die die „Nächstenliebe“ oft in Verruf gebracht haben, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß prosoziales Empfinden und Verhalten eine Quelle von Sinnerfüllung sein kann: Mitfreude, „altruistische Freude“ (J. Aronfreed), ein Bereichertwerden, während soziale Kälte, Unterdrückung und Haß einen enger und ärmer werden lassen. Das Gebot der Nächstenliebe ist auch eine Frohbotschaft.

Die metaklinische Frage, die sich hier bald stellt, lautet: Ist die Hinwendung zum anderen nur Sentimentalität und bloß so lange zu bejahren, als ich dafür Gegenliebe, Dank und Unterstützung erfahre, oder ist der Mitmensch so viel wert, daß ich überzeugterweise sagen kann: „Das verlangt zwar einige Verzicht von mir – beispielsweise die Pflege eines kranken und alten Angehörigen –, aber es lohnt sich, ist gut und sinnvoll“?

Die philosophische Ethik wird mit Kants kategorischem Imperativ antworten, daß wir den anderen nicht dem Eigennutz opfern, sondern als gleichberechtigt und als „Zweck an sich selbst“ achten müssen. Der biblische Glaube bestätigt diese Einsicht und steigert sie, gibt ihr den Charakter von Erfüllung und Wärme: Weil jeder Mensch ein Selbstwert von Gottes Gnaden ist, lohnt es sich unbedingt, ihn zu unterstützen. Es ist ein „Mitlieben“ (M. Scheler) mit der Liebe in Person, ein Zusammenwirken mit dem, dessen Ja uns zu Brüdern und Schwestern macht. „Und dein Vater, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten“ – durch sein bekräftigendes Sehen (Mt 6, 4). Oder wie ein politisch Engagierter, Helmut Gollwitzer, einmal sagte: „Ein freudiger Sinn kommt in alles Tun.“¹⁰

Und wie denkt der Glaube über unsere Bemühungen um Liebesfähigkeit und Geliebtwerden, um „Erlebniswerte“? Der Glaube nimmt uns diese Bemühungen nicht ab und erspart uns keine Eheberatung, aber er ermutigt sie. Er widersetzt sich der Meinung, es gebe Wichtigeres zu tun, Liebe sei nur eine Illusion des momentanen Triebhaushalts, und es lohne sich nicht, die zerbrechlichen emotionalen Beziehungen dauerhaft zu gestalten. Er hält es nicht mit Eugène Ionesco, dem Vertreter des absurdens Theaters: „Es ist lächerlich, verliebt zu sein, denn niemand ist liebenswert“, sondern sieht in der Liebe zwischen Frau und Mann eine Sinnchance ersten Ranges – etwas, das gemäß dem Schöpfungsbericht und dem Hohenlied den Vorrang vor dem Verfügen über den Garten, über die Tiere und selbst über „reines Gold“ verdient. Wo solche Liebe gelingt, können wir gefühlssstärker als in bloßer Hilfsbereitschaft etwas von der Zuwendung empfangen und auch geben, die uns über den Partner hinaus auch von seiten des Letzten und Ewigen gilt. Darum hat Marc Chagall mehrmals Liebende gemalt, über denen ein Bote des Himmels erscheint, denen sich der Himmel auftut¹¹ – eine Sicht, die den Bildern Picassos zum gleichen Thema fehlt.

Hinwendung zu Möglichkeiten des Genießens, Erforschens und Gestaltens

Um gesunde Spannung und Erfüllung zu erschließen, müssen wir auch Selbsttranszendenz in bezug auf die Dingwelt fördern, die Hinwendung zu Möglichkeiten des Genießens, Erforschens und Gestaltens. Wir werden den Jugendlichen, der sich nichts zutraut, oder den Erwachsenen, der infolge des Selbständigerwerdens seiner Kinder, einer Behinderung oder der Pensionierung seine bisherigen Aktivitäten aufgeben muß, ermutigen, wieder „schöpferische“ und „Erlebniswerte“ zu entdecken, die seiner Situation angemessen sind. Wer von Erlebnisarmut, Langeweile, Passivität und leerer Betriebsamkeit bedroht ist, soll lernen, eine Landschaft, ein Aquarell, ein Flötenkonzert oder auch einfach eine Kaffee- oder Skatrunde zu genießen oder sich für das Bestimmen von Pflanzen oder das Erforschen der Heimatgeschichte zu interessieren.

Bei all dem stellt sich – auch wenn wir sie selten so direkt aussprechen – die metaklinische Frage, ob wir damit nicht einfach unsere Lust, unsere Neugier und unsere „Wirksamkeitsmotivation“ (nach R. W. White) befriedigen, um unser Nervensystem durch solche Beschäftigungs- und Erregungstherapie vor quälender Erregungsarmut zu bewahren. Vollziehen wir nur die Zwänge eines dumpfen, biologischen Lebensdrangs, und ist unser Leben eine „nutzlose Leidenschaft“ (J.-P. Sartre) – oder wenden wir uns etwas objektiv Wertvollem zu, wenn wir uns betätigen und erfreuen?

Philosophen wie Max Scheler und Nicolai Hartmann würden uns darauf hinweisen, daß die Werte, die sich unserem „intentionalen Fühlen“ (M. Scheler) erschließen, ihre eigene Geltung haben und daß wir ihren Rang – etwa den Vorrang der Personwerte vor den Sachwerten – nicht willkürlich bestimmen, sondern mit unserem „Werthöhensinn“ (N. Hartmann) nur vorfinden und akzeptieren können. Der biblische Glaube wird dies ergänzen: Du darfst diese Welt der Werte als Einladung und Ruf betrachten, etwas objektiv Wertvolles, auch in den Augen des Maßgeblichsten Wertvolles, zu schaffen oder zu empfangen. Wenn und sofern dein Schaffen dem Ziel dient, dir und anderen Menschen die materiellen Grundlagen für ein menschenwürdiges Leben zu gewährleisten und auch in deinem Können und Leisten etwas von deinem Selbstwert erfahren zu lassen, darfst du es als Mitwirken mit deinem und aller Menschen Schöpfer auffassen, als die tätige Form der Vaterunserbitte: „Dein Reich komme“ (durch uns). Dieses „Wenn“ und „Sofern“ gilt für die Aktivität des einzelnen wie auch für die Dynamik der Industriegesellschaft. Darin zeigt sich auch, daß die Sinnfrage – objektiv betrachtet – keineswegs einen Zuspruch um des Zuspruchs willen gibt, sondern auch ein lebensstilkritisches und gesellschaftskritisches Potential enthält. Sie deckt auch auf, was sinnerstörend, sinnlos und änderungsbedürftig ist. Und wenn die eben formulierte Antwort auch kein Rezept enthält, so gibt sie uns doch ein Qualitätskriterium und einen Grundimpuls, um die sich wandelnden technisch-wirtschaftlichen Möglichkeiten immer wieder darauf zu prüfen, wie wir sie in den Dienst des Menschen stellen, humanisieren können. Denn sie sind Mittel; er ist Zweck. Diese Grundorientierung wird heute sowohl ein radikales Aussteigertum als auch eine von Vorzeige-Besitz und Vorzeige-Konsum besessene Arbeitswut in Frage stellen und ein Lebensprogramm mit menschengerechteren Schwerpunkten suchen.

Was schließlich das *Schauen, Erforschen und Genießen* angeht, legt der Glaube niemanden auf eine bestimmte Kultur der Sinnlichkeit und Freizeit fest, aber er ermutigt zu ihrer Humanisierung. Paul Cézanne sah in den Farben einer Landschaft das „Fleisch der Ideen Gottes“ und für P. Teilhard de Chardin war Forschung „eine vitale und beinahe heilige Aufgabe“.

Und das Genießen, die kleine Freude? Der Glaube kann darin ein Mitfeiern mit dem Schöpfer am siebten Tag erblicken und es zum „Genießen in Danksagung“ (1 Tim 4, 4) machen. Eine Theologie des Genießens und der Freizeit könnte so

beginnen: Vertrau dich deinen kleinen Freuden an; sie sind keine Ablenkung vom großen „Ekel“ (J.-P. Sartre); das kleine oder auch ekstatische Wohlbehagen macht dich subjektiv, bis in die Gehirnchemie hinein bereit, der Wahrheit zuzustimmen, daß das Leben ein Geschenk ist und daß du – zusammen mit allen anderen, mit denen du teilen sollst – das Recht hast, dich deines Lebens zu freuen, ohne daß du es durch deine Leistung hast erkämpfen müssen. Du darfst Feierabend und Urlaub machen, spielen, genießen und feiern: du darfst feiern, daß du bist. Die kleine Freude hat den gleichen Sinn wie die Feier deines Geburtstags. Du darfst sie als Zeichen einer Zuwendung betrachten, die dir trotz Schmerz und Tod gilt. Auch das, was erfreulich war, ist darum kein trauriges „Es war einmal und ist nicht mehr“, sondern eine Erinnerung an etwas Bleibendes: an die bleibende Zuwendung des Ewigen und Auferstandenen – um V. E. Frankls Hinweis auf den „Optimismus der Vergangenheit“ einmal so zu theologisieren.

Glaube ist also insofern Sinnantwort, als er – in reifer Form – eine übermenschliche und überweltliche, eben religiöse Selbsttranszendenz eröffnet, die mit der zwischenmenschlichen und innerweltlichen Selbsttranszendenz miterfahren wird und dieser ihre humane Richtung und ihren unbedingten Wert gibt. Beide Erfahrungen – die des Vorletzten und die des Letzten in ihm – sollten in einer täglich geübten „Meditation des Alltags“ wirksam werden: in einem Gespräch mit sich und seiner Lage, einem Gespräch, das ganz organisch in einen Dialog mit dem ganz Anderen einmündet im Danken, Sichbestärkenlassen, Sichkorrigierenlassen und Suchen. Dies wäre eine verarbeitende und sinnerischließende Meditation, von deren Schlußphase das Wort Ludwig Wittgensteins gelten würde: „Das Gebet ist der Gedanke an den Sinn des Lebens“ (Tagebücher 11. 6. 1916).

ANMERKUNGEN

¹ V. E. Frankl, Theorie und Therapie der Neurosen (München 1968) 141; Ärztliche Seelsorge (Frankfurt 1983) 250, 219.

² Ders., Theorie und Therapie der Neurosen, a. a. O. 138.

³ Zum Folgenden s. B. Grom, N. Brieskorn, G. Haeffner, Glück – auf der Suche nach dem „guten“ Leben (Berlin 1987); B. Grom, J. Schmidt, Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens (Freiburg 1982).

⁴ M. Scheler, Wesen und Formen der Sympathie (Bonn 1926) 189; ders., Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik (Bern 1966) 489, 583, Anm. 3.

⁵ M. Blondel, Die Aktion (Freiburg 1965) 373.

⁶ A. Adler, Der Sinn des Lebens (Frankfurt 1973) 169.

⁷ T. W. Adorno, Negative Dialektik (Frankfurt 1973) 360.

⁸ E. Ginsberg, Abschied (Zürich 1965) 238, abgedr. in: B. Grom, H.-W. Schillinger, Glück und Sinn. Unterrichtsvorschlag für die 10.–12. Jahrgangsstufe (Düsseldorf 1980) 62.

⁹ Vgl. E. Aronson, A. M. Pines, D. Kafry, Ausgebrannt (Stuttgart 1983).

¹⁰ H. Gollwitzer, in: Wer ist Jesus von Nazaret – für mich?, hrsg. v. H. Spaemann (München 1973) 22.

¹¹ Beispielsweise: Doppelporträt mit Weinglas (1917); Autour d'Elle (1937/1944).